Die Touristen sind weg, es herrscht Ausgangssperre in Spanien. Auch in Segovia, einer historischen Stadt nordwestlich von Madrid. Foto: Arturo Rosas (VWPics/Redux/laif)

Das lauteste Land der Welt verstummt

Spanien Wegen der Corona-Krise wendet sich alles, was das Leben der Spanier ausmacht, gegen sie: Ihr Bedürfnis nach Nähe, ihre Körperlichkeit, ihre engen familiären Bande. Doch seit Sonntag gibt es ein bisschen Hoffnung.

Javier Cáceres, Sebastian Schoepp, Thomas Urban, Madrid

Von ihrem Fenster aus sieht sie das Meer, aber das Meer ist so weit weg wie der Mond. Jeden Tag hat Roser Parera mit dem Meer gelebt, sie ist dorthin gegangen, frühmorgens und abends, vor allem im Frühling, wenn die Touristen noch nicht in Scharen kamen, von denen sie gelebt hat als Reiseführerin. Fast zwanzig Jahre lang wohnt sie schon hier, sie hat die Wohnung in dem Fünfzigerjahre-Block aus der Franco-Zeit gekauft, als Immobilien im alten Industrieviertel von Barcelona noch spottbillig waren, weil hier keiner wohnen wollte. Später wurden die alten Textilfabriken weggeplaniert und Hotels gebaut.

Aber das ist auch schon wieder Geschichte, denn die Hotels sind heute improvisierte Kliniken, in die Menschen einquartiert werden, die unter Quarantäne stehen. «Immerhin», sagt Roser Parera, «kann ich es sehen, das Meer.» Sie kann manchmal sogar die Wellen hören, weil keine Autos mehr vorbeifahren auf der vierspurigen Ausfallstrasse unter ihrem Fenster. Aber ist nicht gerade das besonders quälend? Sie will sich nicht beklagen, obwohl sie kein Geld mehr verdient, sondern von ihren geringen Ersparnissen lebt.

Nicht alle haben ein Fenster

«Ich bin gesund, und andere sind so viel schlechter dran.» Roser Parera meint nicht nur die Kranken, sondern auch die, die in winzigen Wohnungen hausen, wie sie so typisch sind für Spanien, wo in Immobilienanzeigen extra vermerkt wird, wenn eine Wohnung Fenster hat. Es gibt hier viele, die dem Lärm der Nachbarn ausgeliefert sind, häuslicher Gewalt, der Einsamkeit und der Depression. Sie alle sind Eingesperrte in einem Land, das nicht für das Eingesperrtsein gemacht ist.

Auch Roser Parera lebt allein, und das ist oft sehr einsam in diesen Zeiten. Einen Moment aber gibt es jeden Tag, auf den sie sich freut. Sie weint am Telefon, wenn sie davon erzählt: Das ist um acht Uhr abends, «wenn wir alle auf die Balkone gehen und klatschen». Seit am 14. März der Alarmzustand in Spanien ausgerufen wurde, was europaweit die strengsten Ausgangsbeschränkungen zur Folge hatte, gehen die Spanier jeden Abend auf ihre Balkone oder an geöffnete Fenster und applaudieren ihrem Gesundheitspersonal. Es ist der

Anders als die Anschläge von 2004 ist dieser Terror endlos, und er tötet die Schwächsten.

einzige Moment der sichtbaren Gemeinschaft, der ihnen geblieben ist in diesem Land, das sonst vom Gemeinschaftsgedanken durch alle Krisen getragen wurde. Zumindest zeigt die seit gut drei Wochen anhaltende Ausgangssperre Erfolge: Binnen der letzten 24 Stunden seien nur noch gut 6000 Neuinfektionen verzeichnet worden, teilte das Gesundheitsministerium in Madrid am Sonntag mit. Am Vortag waren noch rund 7000 neue Ansteckungen gemeldet worden.

Das medizinische Personal leistet nach Meinung der meisten Menschen Übermenschliches in Spanien, das nach Italien in Europa die zweitmeisten Corona-Fälle hat. Mehr als 800 Menschen sind zuletzt pro Tag gestorben, mehr als 12'400 sind es bislang insgesamt, die Infektionsfälle sind auf über 130'000 gestiegen. Die Bedingungen waren vor allem am Anfang der Corona-Krise extrem. Es gab Berichte über Schutzkleidung aus Müllsäcken, mit Patienten, die auf dem Boden liegen mussten, vor allem in Madrid. Etwa ein Fünftel der Ärzte und Krankenpfleger, die Corona-Patienten betreuten, steckte sich mangels Schutzkleidung in der ersten Phase an. Aus dem Madrider Vorort Alcalá de Henares wurde berichtet, dass Oberärzte in einen Baumarkt gefahren seien, um sich Schutzbrillen zu kaufen. Vieles ist inzwischen besser geworden, Spaniens zusammengespartes Gesundheitssystem ist über sich hinausgewachsen. Ein ausländischer Arzt, der in der Nähe von Madrid in einem Spital arbeitet, sagt am Telefon: «Meiner Meinung nach haben die Spanier auf die Corona-Krise innerhalb ihrer Möglichkeiten hervorragend reagiert, weil sie ein staatlich geführtes Gesundheitssystem haben, in dem alle weitgehend an einem Strang ziehen.»

Das ändere aber nichts daran, dass die Situation weiter sehr schlimm sei. Es ist die individuelle Leistung der Ärzte, Pfleger, Schwestern, die zählt, aber auch zum Beispiel die der Schweisser, die das Rohrsystem unter dem Madrider Kongresszentrum Ifema zusammengebaut haben. Dort durch strömt jetzt Sauerstoff zu den Kranken, die dort auf improvisierten Feldbetten versorgt werden wie in einem Kriegslazarett. Das Ifema liegt auf dem Weg zum Flughafen, in einer unwirtlichen Gegend, in die niemand fährt, wenn er nicht muss.

Das Kongresszentrum war zweimal eine Leichenhalle, nach den Anschlägen vom 11. März 2004 und nach dem Absturz der Spanair-Maschine 2008. «Terrorismus. Ja, Terrorismus, aber Terrorismus ist nach fünf Tagen vorbei», sagte dort ein Arzt zu einem Reporter von «El País», der Zutritt erhielt. Dieser Terror aber ist endlos, und er tötet die Schwächsten. Der spanische Reporter berichtet von einer alten Frau, die eben erst ihren Mann verloren hat und nun selbst auf einer Pritsche nach Luft ringt. Zunehmend würden auch jüngere Menschen eingeliefert.

1300 Betten gibt es hier, um hineinzukommen, muss man eine spezielle Schutzkleidung anziehen, die Körper und Gesicht vollständig bedeckt. Das Ifema ist ein Prestigeprojekt der Regionalregierung, das zeigen soll, dass man in Spanien genauso effizient arbeitet wie in China. Wird jemand gesund entlassen, applaudiere ihm zum Abschied das Personal, sagt Direktor Antonio Zapatero am Telefon. Auch das hat man von den Chinesen abgeschaut, wie andere Dinge, über die man auch in Spanien vor wenigen Wochen noch gelästert hat, die Masken, das Geklatsche, die Drohnenüberwachung. Ein Vertreter der Weltgesundheitsorganisation lobte bei einem Besuch das Ifema, es sei «wie in Wuhan».

Improvisieren können hier alle

In Tat und Wahrheit herrschte am Anfang grosses Chaos, bis die Ärzte und Pfleger sich selbst organisierten. «Wir haben viel auf die Ohren bekommen», sagt Zapatero. «Das hier in einer Woche zu machen, ist sehr schwierig. Die Verteilung der Kleidung, der Schutzanzüge, Catering, Hygiene, die Toiletten und, und, und. Aber wir entwickeln allmählich eine Routine.» Improvisieren, das könne man in Spanien, sagt der Arzt Francisco Camarelles. Der 58-Jährige hat sich freiwillig gemeldet zu diesem Einsatz im Ifema, doch dann stellte er fest, dass er jetzt im Gesundheitszentrum fehlt, in dem er vorher gearbeitet hatte. Im Prestigeobjekt Ifema seien eher zu viele Ärzte, die woanders eventuell dringender benötigt würden.

Das Virus tötet viele Kranke, und den Gesunden nimmt es die Lebensgrundlage. Ländern, die in der Eurokrise schon in den Abgrund geschaut haben, wird nun endgültig der Boden unter den Füssen weggerissen. «Das hat für uns alle das Leben verändert. Wir hatten es uns bequem eingerichtet, wir konnten uns nicht vorstellen, dass so etwas passiert», sagt Ifema-Direktor Antonio Zapatero. Die Krise hat nicht nur die Stimmung verändert, sie beginnt auch langsam die Menschen zu verändern.

Alles, was die Spanier auszeichnet, wendete sich plötzlich gegen sie: die Nähe, ihre Körperlichkeit, die familiäre Anhänglichkeit, die es verbietet, die Grossmutter länger als eine Woche nicht zu besuchen. Alles, was die Spanier ausmacht, dürfen sie nicht mehr: in Bars gehen, Freunde sehen, sich umarmen, reden, miteinander lachen, flanieren, essen gehen. So beginnt das Land seinen Charakter zu verändern, nachhaltig, drastisch. Sonst sind die Menschen immer aufgeschlossen, sie lieben es, über sich zu sprechen, sich Luft zu machen, zu schimpfen und zu witzeln, jetzt aber geben sie sich zugeknöpft, ängstlich, abwehrend, fast schon feindselig. Alte Freunde legen am Telefon auf, wenn man sie nach ihren Erfahrungen fragen will. Spanien, einst von einem Reisebuch zum lautesten Land der Welt gekürt, verstummt. So bleibt es bei Beobachtungen aus der Distanz. Spanien, das vielen Europäern eben noch so nah war, ist auf eine seltsame Art unerreichbar geworden. Die Ausgangssperre im Land ist letzte Woche noch mal verschärft worden und wird vom Militär streng überwacht.

Die Polizei hat Drohnen im Einsatz, in sozialen Netzwerken kursieren Videos, zum Beispiel das einer Joggerin, die von der Polizei zu Boden gerissen und gefesselt wird, denn Sport im Freien ist verboten, was viele Experten für völlig überzogen halten. Oder die Geschichte des Mannes, der seinen Abfallsack kilometerweit durch die Stadt trug und behauptete, er gehe damit gerade mal zum Container. Dabei wollte er doch einfach zu seiner Freundin.

Exodus der Touristen

Spanien war eben dabei, sich zu erholen von der Eurokrise, das lag vor allem an den Touristen, sechzig Millionen im Jahr. Die Frühjahrssaison in Andalusien ging gerade los, doch nun wurden über den Flughafen von Málaga in wenigen Tagen Zehntausende Menschen zurück in die Heimat gebracht. Jetzt steht alles still, ein Land der Gastgeber ohne Gäste. Hotels werden zu Kliniken umfunktioniert, all die Betreiber der Bars, Lokale, Boutiquen, die Reiseleiter haben keine Lebensgrundlage mehr. Die Milliardenhilfen der Regierung nutzen vor allem grosse Firmen. *(tu)*

Kopf des Tages

Der Mann für ausserordentliche Situationen

Stefan Kuster Der Rheintaler tritt seine Stelle beim Bundesamt für Gesundheit mitten in der Krise an.

Claudia Blumer

Als Stefan Kuster im Herbst 2019 den Arbeitsvertrag beim Bundesamt für Gesundheit (BAG) unterschrieben hat, da ahnte er noch nicht, was auf ihn zukommen würde. Die Wahlen waren das grosse Thema, der Grün-Rutsch, die neue politische Ära. Wenige Monaten später sind es ganz andere Kräfte, welche die Welt auf den Kopf stellen. Der Leiter Übertragbare Krankheiten ist zum wichtigsten Beamten im BAG geworden.

Am 1. April hat der gut 40-Jährige seine neue Stelle angetreten. Doch so ausserordentlich wie die Lage präsentiert sich auch sein Amtsantritt. Der Bisherige Daniel Koch, der Ende März hätte in Pension gehen sollen, bleibt Corona-Krisenmanager. Stefan Kuster kann sich im Hintergrund einarbeiten. Er ist Arzt, ebenso wie der Vorgänger. Zudem hat Kuster habilitiert und trägt zwei Facharzttitel: in allgemeiner innerer Medizin und Infektiologie. Kuster hat unter anderem in Toronto studiert und einen Executive MBA angehängt.

Er sei sehr traurig über Kusters Weggang, sagt Hugo Sax, Leiter der Klinik für Spitalhygiene und Infektionskrankheiten am Universitätsspital Zürich. Sieben Jahre lang hatte er Seite an Seite mit Kuster gearbeitet und gehofft, dass der jüngere Kollege ihn dereinst an der Spitze des Teams beerben würde.

Doch dessen Weg führte nach Bundesbern, in ein Amt an der Schnittstelle von Politik und Medizin. Kuster sei für die Aufgabe des Pandemiechefs geschaffen, sagt sein ehemaliger Vorgesetzter Sax. Er sei die richtige Mischung aus Troubleshooter und

medizinischer Fachperson. «Menschen, die top organisiert sind, haben manchmal Mühe, mit Unvorhergesehenem umzugehen», sagt Sax. Auf Stefan Kuster treffe dies genau nicht zu. Er blühe sogar auf in ausserordentlichen Situationen. Das prädestiniert ihn für die neue Aufgabe.

Wie geht es ihm dabei, ein Amt anzutreten, auf das alle Augen gerichtet sind? Daniel Koch führte bis vor drei Monaten ein unspektakuläres Leben. Heute kommt er täglich im Fernsehen. Stefan Kuster lehnt ein Gespräch mit der Zeitung ab. Zunächst wollte er warten bis zum Amtsantritt. Nun wolle er sich einen Monat Zeit geben, lässt die BAG-Medienstelle ausrichten.

Ein paar Dinge über ihn erfährt man aus Ostschweizer Zeitungen: «Ein Diepoldsauer wird Nachfolger von Daniel Koch», jubelte kürzlich der «Rheintaler». Kuster ist in der nordöstlichen Ecke der Schweiz aufgewachsen, an der Grenze zu Österreich und wenige Kilometer vom Bodensee entfernt. Seine Eltern hatten ein Holzbauunternehmen, das schon nicht mehr in Betrieb war, als es vor vier Jahren niederbrannte. Dass man in der Heimat stolz ist auf den erfolgreichen wie bescheidenen Sprössling – zitiert werden Mutter, Tante und Götti –, verstehe sich von selbst, heisst es in der Regionalzeitung.

Heute lebt Stefan Kuster in der Nähe von Winterthur, seine beiden Kinder sind noch klein. Den wohlklingenden Rheintaler Dialekt hat er sich bewahrt. Vielleicht ist dieser mit ein Grund, weshalb Kuster bei seinen Mitarbeitenden gut ankommt. Möglich, dass er bald auf das Vertrauen der ganzen Bevölkerung angewiesen ist. Je nachdem, wie sich die Situation entwickelt.

Leserbriefe

«Es ist ein humanitäres Problem»

Pandemie Leserbriefe zur Ausbreitung des Coronavirus, *div. Artikel*

Regeln für mehr Abstand
Es wäre super, wenn sich die Leute beim Spazieren, Wandern, Joggen, Velofahren etc. an die rechte Seite des Weges halten würden. Dann kann der zwei Meter Abstand beim Kreuzen und überholen besser eingehalten werden. Gerne auch nach Corona beibehalten.
Isabelle Baldauf, Gossau

Das ist inkonsequent
Das ist schon sehr inkonsequent, was man in Sachen Schutzmassnahmen unternimmt. Ich lebe in Baden und sehe in Geschäften viele Mitarbeiter, die sich vorbildlich verhalten bezüglich Masken und Abstand. Dann fahre ich mit dem Auto an einer grossen Baustelle vorbei, wo schon von weitem sehr viele Arbeiter zu sehen sind. Man stelle sich vor: Die fahren morgens zusammen im Auto zur Baustelle, arbeiten zusammen, nehmen Znüni und Zmittag zusammen ein. Keiner wird doch behaupten, dass bei alledem die zwei Meter Abstand eingehalten werden können. Da wird es ganz sicher Ansteckungen geben. Und wenn es einen Arbeiter trifft, wird es mit grosser Wahrscheinlichkeit auch seine Familie treffen. Schluss mit faulen Kompromissen – die Arbeiter gehören nach Hause geschickt. Es ist einfach fahrlässig, sie und ihre Familien dieser Gefahr auszusetzen. Corona ist primär ein humanitäres Problem, kein wirtschaftliches. Die Wirtschaft wird sich schnell wieder erholen, die Toten aber werden nicht wieder auferstehen.
Roland Gosteli, Baden

Aufheiterung durch Blumen
Ja, es gibt Fleurop oder andere Online-Angebote. Aber selber flanieren und dann einen schönen Strauss nach Hause bringen ist nicht dasselbe. Ich kann diese Massnahme nicht verstehen, da es beim Kauf von Blumen nie ein Gedränge gab.
Walter Hatt, Le Lignon

Tages-Anzeiger

Herausgeberin Tamedia Publikationen Deutschschweiz AG
Werdstrasse 21, 8004 Zürich, Tel. 044 248 44 11
Leserschaft: 388'000 Personen (MACH Basic 2018-2)
Verbreitete Auflage: 140'800 Ex. (WEMF 2017)
Davon verkaufte Exemplare: 122'849 Ex.
Jahresabonnement: CHF 576.–
Weitere Abonnements-Angebote auf abo.tagesanzeiger.ch
Verleger Pietro Supino
Chefredaktion Tages-Anzeiger Judith Wittwer (jw), Chefredaktorin
Chefredaktion Redaktion Tamedia Arthur Rutishauser, Chefredaktor (ar), Adrian Zurbriggen, Stv. (azu), Armin Müller (arm), Iwan Städler (is), Michael Marti (MMA)
Nachrichtenchefs Angela Barandun (aba), Matthias Chapman (cpm), Patrick Kühnis (pak), Thomas Möckli (mö)
Ressortleitende
Meinungen: Edgar Schuler (ese), **Schweiz:** Raphaela Birrer (rbi), Fabian Renz (fre), **International:** Christof Münger (chm), **Wirtschaft:** Peter Burkhardt (pbu), **Recherchedesk:** Thomas Knellwolf (tok), Oliver Zihlmann (oz), **Kehrseite:** Bea Emmenegger (bem), **Zürich Politik & Wirtschaft:** Mario Stäuble (ms), **Zürich Stadtleben:** Priska Amstutz (pam), **Sport:** Ueli Kägi (ukä), Adrian Ruch (ar), Alexandra Stäuble (als), **Kultur:** Guido Kalberer (kal), **Gesellschaft:** Bettina Weber (bwe), **Service:** Giuseppe Wüest (wü), **Wissen:** Nik Walter (nw), **Digital Storytelling & Repackaging:** Marc Brupbacher (bru), **Video:** Jan Derrer (jd), **Social Media:** Mathias Möller (mmo) ad interim, **Datenjournalismus:** Dominik Balmer
Leitung Tamedia Editorial Services Viviane Joyce (vj)
Ressortleitende Tamedia Editorial Services
Textproduktion: Raphael Diethelm, **Layout:** Andrea Müller, **Bildredaktion:** Olaf Hille, **Infografik:** Michael Rüegg, **Korrektorat:** Rita Frommenwiler
Verlag
Verlagsleitung: Marcel Tappeiner, **Produktmanagement:** Gabi Wettstein, **Leitung Werbemarkt:** Oliver Pargätzi, **Verkaufsleitung Schweiz:** Yves Heutschi
Ombudsmann Ignaz Staub,
Postfach 837, CH-6330 Cham 1,
ombudsmann.tamedia@bluewin.ch

Bekanntgabe von namhaften Beteiligungen der Tamedia Publikationen Deutschschweiz AG i.S.v. Art. 322 StGB: DZZ Druckzentrum Zürich AG, Goldbach Publishing AG, LZ Linth Zeitung AG, Tamedia Abo Services AG, Tamedia Basler Zeitung AG, Tamedia ZRZ AG, Zürcher Oberland Medien AG

Neben den klassischen Formen von Werbung erscheinen in den Medien von Tamedia zwei Formen von Inhaltswerbung:
Paid Post: Im Zentrum steht in der Regel das Produkt oder die Dienstleistung des Werbekunden. Die Erscheinungsform hebt sich vom Layout des Trägertitels ab. Diese Werbemittel sind mit «Paid Post» gekennzeichnet.
Sponsored: Der Inhalt orientiert sich in der Regel an einem Thema, das in einer Beziehung zum Produkt oder zur Dienstleistung des Werbekunden steht und journalistisch aufbereitet wird. Dieses so genannte Native Advertising ist mit dem Layout des Trägertitels identisch und wird mit «Sponsored» gekennzeichnet. Beide Werbeformen werden vom Team Commercial Publishing hergestellt. Die Mitarbeit von Mitgliedern der Tamedia-Redaktionen ist ausgeschlossen. Weitere Sonderwerbeformen oder Formen der Zusammenarbeit mit Kunden, etwa im Bereich Reisen oder Auto, werden gesondert ausgewiesen.

In Zusammenarbeit mit der «Süddeutschen Zeitung»

Eine Marke von Tamedia

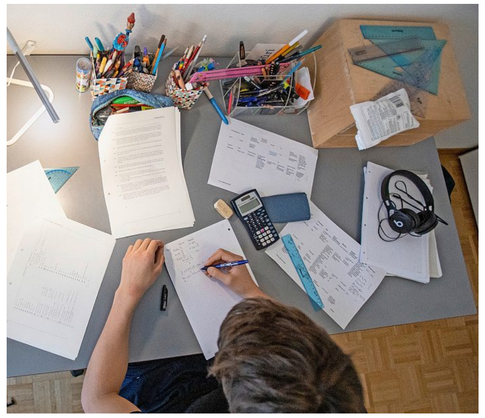
LENA LEADING EUROPEAN – NEWSPAPER ALLIANCE

Gastbeitrag

Kinder aus Risikofamilien jetzt nicht vergessen

Andrea Lanfranchi

Mit der Corona-bedingten Schliessung der Schulhäuser (aber nicht der Schule!) stehen vor allem Kinder aus schwierigen Familienverhältnissen vor Problemen. Fehlen Laptop und klare Anleitungen, ist das Lernen trotz liebevoller Zuwendung erschwert. Fehlen Halt und klare Regeln kann das Verhalten in einer engen Wohnung grossen Stress verursachen. Das Leben in der Familie droht im Falle von finanziellen Sorgen, drohender Arbeitslosigkeit und vielleicht sogar aggressiver Stimmung sehr schwierig zu werden. Das ist der Humus, wo kleine bis grosse Tragödien unbemerkt ihren Lauf nehmen.



Viele Hoffnungen liegen bei den Lehrpersonen. Foto: Patrick Gutenberg

Für viele Kinder ist das Klassenzimmer und die alltägliche Nähe zur engagierten Lehrperson wie eine Insel, die Schutz und Beziehung gewährleistet. Eine besondere Bedeutung spielen auch die sozialen Kontakte zu den Klassenkameraden. Verschwindet das alles für längere Zeit, besteht die Gefahr, dass nicht wenige dieser Kinder noch stärker als bisher zu den Bildungsverlierern dieser schwierigen Zeit werden.

Es ist zu befürchten, dass vor allem bildungsungewohnte Eltern mit dieser neuen Situation überfordert sind. Ihre Kinder sind ohne Schule und ohne Unterstützung kompetenter Lehrpersonen auf sich gestellt, in manchen Fällen sind sie ganze Tage weitgehend alleine zu Hause, wenn die Eltern trotz Einschränkungen arbeiten gehen müssen.

Die Schere zwischen Kindern, die immer mehr wissen und Kinder, die immer weniger wissen, wird sich in den nächsten Monaten also weiter öffnen. Das seit jeher bestehende Problem der ungleich verteilten Bildungschancen aufgrund prekärer Familienverhältnisse bei Armut und geringer sozialer Einbettung, wie bei einem Teil der Migrantenfamilien, wird krass zunehmen.
Es gehen jetzt zwei Welten auf: Privilegierte Eltern nutzen die Chance, mit ihren Kindern Dinge zu tun, die sie weiterbringen, wie Diskussionen, Instruktionen für die Anwendung von Online-tools, Unterstützung beim Schulstoff und anderes mehr.

Wenig privilegierte Eltern mit einfachen Qualifikationen machen jetzt vielleicht Kurzarbeit oder müssen befürchten, ihre Anstellung zu verlieren. Einige waren schon vorher nicht gewöhnt, sich mit ihren Kindern in schulischen Angelegenheit zu beschäftigen. Mit den aktuellen Belastungen ist es in manchen Fällen so, dass diese Eltern froh sind, wenn die Kinder ruhig bleiben und vor dem TV sitzen.

Was tun? Einfache Rezepte gibt es nicht. Viele Hoffnungen liegen – ein weiteres Mal – bei den Lehrpersonen, dass sie ein besonderes Augenmerk auf Kinder mit schwierigem Familienhintergrund haben. Suchen sie aktiv und regelmässig den Kontakt zu diesen Kindern und ihren Eltern, bei Bedarf mit Hilfe von Heilpädagoginnen oder der Schulsozialarbeit, können sie Langzeitschäden verhindern.

Es kann zum Beispiel mit Kindern in Risikosituationen zu einem festen Zeitfenster eine Verbindung per Skype oder Telefon abgemacht werden, im Sinne eines Einzelcoachings. Fachpersonen bleiben somit in Beziehung mit diesen Kindern und können über die Eltern Tipps und Tricks für manche Förderaktivitäten geben. In manchen Fällen kann es sogar möglich sein, dass sie Gefährdungen erkennen, die sie an Fachinstanzen wie die KESB melden.

Die Erfahrungen der letzten drei Wochen zeigen, dass gerade im Umgang mit Kindern mit Lern- und Verhaltensproblemen viele Lehrerinnen und Schulische Heilpädagogen einen überdurchschnittlichen Einsatz leisten. Sie helfen mit Angeboten im Fernunterricht überforderten Eltern, den Tagesablauf ihrer Kinder zu organisieren. Sie achten vor allem darauf, dass die Kinder – und auch ihre Eltern – nicht zusätzlich belastet sind, sondern dank Hinweise zur Strukturierung des Tages entlastet werden. Sollte die Situation zu Hause unerträglich werden, soll die Schule weiterhin ein Betreuungsangebot aufrechterhalten, sozusagen als Ventil.

Andrea Lanfranchi
Der Professor an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik in Zürich ist Leiter des Instituts für Professionalisierung und Systementwicklung.